

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 51. — Weihnachten 1931.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. -- Fernruf 3242 und 3243.



Erzgebirgischer Weihnachtslegen

Eine Betrachtung zu den Oberwiesenthaler Krippenspielen und Weihnachtstrippen.

Weihnachten wohnt in den Bergen. Tief eingeschneit im Tann im märchenstillen Winterwald spinnst das Weihnachtsmärchen seine Silberfäden und zieht beim Klang der Festglocken in stiller, heiliger Nacht in die Hütten und Häuser der Erzgebirgler. Ein gar wunderbarer Segen ist es, der sich zur Weihnachtszeit über unsere Bergheimat ergießt. Nicht Trubel und Festtagsglanz sind es, die Weihnachten — wie in der großen Stadt zum Geschäft machen und den stillen, heiligen Weihnachtsgedanken zu ersticken drohen —, nein ein heiliger Schauer ist es, der uns wie die Hirten auf dem Feld von Bethlehem überfällt, dem wir Erzgebirgler unser Herz nicht verschließen können, und wenn wir noch so arm und elend mitten in der deutschen Not sind. Weihnachten im Erzgebirge — ja ich möchte zur Weihnachtszeit nirgends sonst in der großen Welt als in unserer erzgebirgischen Heimat sein. Das muß man verstehen, und man muß einmal in der Fremde gewesen sein, muß diese stille, heilige Nacht einmal in Sehnsucht fern der Heimat verlebt haben, um den ganzen Zauber zu erfassen, der zur Weihnachtszeit über unsern Bergen liegt. Hoch oben von den Bergen kommt das Weihnachtsglück. In Oberwiesenthal, dem großen Sportzentrum unseres Erzgebirges, da liegt noch ein kostbares Juwel verborgen in den frommen Krippenspielen, in den Schnikwerken des alten Meister Hertelt, eine Weihnachtspoesie, wie wir sie in der ganzen Welt nicht wiederfinden. eine Poesie, die sich vom alten Wiesenthal aus fortgepflanzt hat in all die Städte und Dörfer der erzgebirgischen Bergheimat, die sich offenbart in den

vielen Ausstellungen der Schnitzvereine, eine Poesie die in fast jedem Stübchen, und wäre es noch so arm, in stiller, heiliger Nacht Einkehr hält und uns vor der Krippe in Bethlehems Stall in die Knie zwingt. Ja, anbetend stehen wir da mit den Hirten und schauen voll Freude das Kindlein in der Wiege, schauen Maria und Joseph und all die Engelgestalten nach Heiliger Schrift, just so, wie wir sie hier heute auf dem Titelbild der Weihnachtsausgabe der Heimatblätter finden, dargestellt von den Krippenspielern in Oberwiesenthal. In unserer „Obererzgebirgischen Zeitung“ haben wir diese Oberwiesenthaler Krippenspiele, die auch in der Festwoche zu sehen sind, eingehend besprochen. Heute, zur heiligen Nacht, soll uns das Bild lebendig in der Seele werden, denn siehe: Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.

Freilich, wir wollen nur ehrlich sein. Weihnachten zu feiern, diesmal in tiefster Notzeit, ist schwer. Vater und Mutter seit Monaten und Wochen arbeitslos, Armut im ganzen Hause. Wie können wir da fröhliche Weihnachten feiern? Ja diesmal — das geben wir schon zu, da fehlt der Glanz und Glimmer, der den Weihnachtsbaum mit Silberfäden und Gold umflutet, diesmal — da fehlt der reiche Gabentisch, den wir uns sonst unter dem Tannenbaum bereitet haben. Wir sind selbst arm. Aber seht das Kindlein in der Krippe ist doch auch arm. Ganz armer Leute Kind ist es gewesen. Mutter Maria hat ihr Kindlein in einem Stall zur Welt gebracht, die armen Zimmerleute hatten keine Herberge, wo sie ihr Haupt zur Ruhe legten. So ist es eine fromme Weih-

nachspredigt, die aus unseren Krippenspielen und auch aus unseren erzgebirgischen Christgeburten zu uns spricht und uns vielleicht gerade in dieser Notzeit, in der der übliche Glanz und Glimmer einmal ganz fehlt, so recht zur Besinnung kommt. Wenn wir Menschen nur wollen, auch in unserer schlimmen Zeit der Not können wir das Christkindlein finden. Der Stern von Bethlehem steht draußen am Weihnachtshimmel und führt unsere Gedanken hinaus aus den engen Gassen unserer Armut und Not in eine ferne Welt frommen Glaubens an den Erlöser. Kannst du das ermaßen, du arme, du ärmste Mutter und du ärmster Vater unter uns, was es heißt, dein eigenes Kindlein zu opfern, das Kindlein, was dir so ans Herz gewachsen ist? Eine Opfergabe Gottes wird dir gebracht — er, der große Vater im Himmel, schenkt uns seinen Sohn. All unsere Missetat, all unsere Not nimmt dieses Kindlein uns ab. Wir kennen ja alle den bitteren Leidensweg, den dieses Jesusknäblein für uns gehen mußte. —

Sollten wir nicht andächtig vor ihm in die Knie sinken, ihm auch Gaben bringen? Nicht Weihrauch, Myrrhen und Gold braucht es ja zu sein, bring ihm nur dein ganzes Herz. Wenn wir in solchem Geiste auch in der ärmsten Erzgebirgshütte unsere Weihnachtstrippe aufbauen, dann wird ein reicher Segen ausgehen von diesem erzgebirgischen Weihnachtsfest, von dieser stillen, heiligen Nacht, die sich nun wieder über die Berge der Heimat senkt.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden,
Und den Menschen ein Wohlgefallen.“ S. Edl

Nooch'n Feierabend



De Bröhning ze Weihnacht.

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

Gest'rn hattn se sich firsch ganze Lahm verbind'n lossn, dr Höhne-Walt'r un de Simon-Irene, die de anzige Tocht'r von sänn Chef war, dar in sehr gut'n Brhältniss'n labet. Ihre Mutter war früh gestorm un de Drziehung nahm de Grußemutt'r in de Händ. Von ihrn Vat'r wur de Irene richtig orgöttert.

Nooch dr Schulzeit kam se in Pension. In dr Ferienzeit kunnt sichs de Irene nett bess'r wünsch'n; dr Vat'r drfilltet ihr jed'n Wunsch. Off die Weiß' vlor die Grußemutt'r de Gewalt ihr ihr Enkele. Hat se de Irene in irngd ahner Sach getod'lt, do saht dar schwache Vat'r: „Na, loß 'r nár ihrn Schpaß.“

Dr Höhne-Walt'r war e sehr schtattlich'r Mensch un von seelnsgut'n Charakt'r. Wie ne de Irene emohl bei enn'r Eilooding lenne gelarnt hat, schtands bei ihr fest: Dar odr tahn'r!

Dr Walt'r, dar sich tichtig ins Geschäft kümmeret, fand Gefall'n an dann Madel in ihrer fröhling Art, uhne gruß'n Wart off ihr Brmög ze leng'n. Ihm warsch vir alln Dinge dorim ze tu, e wirklich gemütlich's Heim ze trieng un e Was'n im sich ze hoom, dos ne in alln Schtia'n richtig vrschtand. —

Heit nu warsch dr arschte Tog in ihrer Eh'; 's Geschäft log ebb'r zwá Schtroß'n weit enfarnt. Wie dr Walt'r früh gieng, saht de Irene, obr ar müßt püntlich sei, Biert'l ahns schtands Ass'n off'n Tisch.

Dr Walt'r vrschprooch, ganz püntlich ze sei. Nett weit von sänn Geschäfts-Kontor war e Blumegeschäft, do beschtellet 'r schieh früh enn Schtrauß, doß 'r ze Mittag nett ze wart'n häit.

De Irene hat zwar e Stütze, die gut loch'n kunnt, obr zum arsch't'n Tog nooch ihrer Brheirating wullt se selber loch'n; denn se hatt's ja in ihrer Pension gelernt un se wullt sich bei ihr'n Walt'r e Lob ordiene.

Zr Schtütze hat se gesaht, heit wellt sie ne Harrn reiloff'n, wenn 'r Biert'l ahns klinglet. De Irene war mit ihrer Kunst zefrieden. Dr Brot'n war knusperig un saftig, Supp' un Zugemüß' alles nooch Wunsch. Nu fahletn noch 5 Minutn, nu mußt's jed'n Klangblid klingeln. Se ging bis zr Tir in Wuhnzimm'r, im ne Walt'r nett wart'n ze loss'n. —

Obr mos sollt däh dos haß'n; Biert'l war durch un aa noch fünf Minut'n drüb'r, doch dr Walt'r kam nett; wie's obr halb ahns war un de Irene imm'r noch orgabns gewart hat, do geriet se in e grube Aufreging; dr Stütze ruffet se argerlich zu, wenn dr Harr kam, sollt se nár aufmachen un noochert warf se sich nei in de Sofaed un zornige Träne rollten de Back'n runner. Noochert obr, als 'r fünf Minut'n noch halb imm'r noch nett kam, brooch ihre richtige Natur durch: „O ich Betrogene,“ schrier se förmlich aus sich raus, „nicht mich, sondern mein Geld hat er geheiratet! Wer weiß, in welchem Wirtshaus er sitzt und seine Frau ist ihm eine Null, weil er nur das Geld hat! Nun kann er schwelgen! Aber er soll mich kennen lernen!“

Hätt de Irene e biss'l meh' Leb'nserfahrung gehatt un gewußt, doß sehr oft alles ganz anneresch kimmt, wie mr denkt, do hätt se nett esu geurteilt.

Dar arme Walt'r mit sänn wirklich gut'n Charakt'r soß unn'rdeß'n wie off Kuhl'n. Wie 'r mit senn Schtrauß in freidigr Drwarting off dos arschte Mittagass'n uhgefähr e halbe Schtroß lang flott geloff'n war, häret 'r hinn'r sich e Schtimm, die 'r in senn Lab'n schieh gehärt hat: „Nu, Menschenkind, bist du's denn wirklich?“ Wie elektrifiziert fuhr dr Walt'r rim un war schtand virne? Sei Schulfreind, dar vir sechs Wahr'n nooch Amerika gemacht war.

Grüße Fräd off beedn Seit'n un dr Walt'r saht, dos wär ja prächtig, heit müßt dr Freind ihr Gast sei, 's wär dr erschte Tog noch sein'r Brheirating un seine junge Fraa, die heit ja aa 's erschte Mohl im agene Heim gefocht hätt', wir sich tichtig ihr dann Gast freie. Obr leider warsch senn Freind nett möglich, dann Wunsch ze drfill'n; denn in en'r halb'n Schtund fuhr sei Zug, mit dann ne sei Chef beschtimmt drwartet wag'n dringend'r Geschäftsahgelanghät'n.

„Walt'r, wenn du deiner jungen Frau sagst, daß du deinen treuesten Freund getroffen hast, der dir so gern von seinen Erlebnissen erzählen wollte, so gut es eben in einer halben Stunde möglich ist, so wird sie gewiß dein etwas zu spätes Kommen entschuldigen. Komm, wir trinken ein Glas Bier zusammen und ich erzähle dir dabei und du mir.“

Un dobei zug'r ne Walt'r am Arm miet nei ins Lokal. Dar hub imm'r un imm'r wied'r harvir, daß es ja dr arschte Tog wär in ihrer Ehe un 'r mächt sei Irene nett tränk'n. In enn sett'n Zwieschpalt war 'r in sänn Lab'n noch nett gewaß'n. Ar hat senn Freind wirklich sehr gern, obr heit hätt'r gewünscht, 'r hätt'n nett getroff'n. 'r häret nár mit halb'n Ohrn zu un wie die 20 Minut'n wag warn, schprang 'r förmlich auf un mit enn Handdruck un „Laß dir's gut gehen“ war 'r zr Tir naus.

„Was wird Irene sagen“ dacht dr Walt'r in enn fort. Se wir ne doch nett arnstlich zürne? Obr wie 'r mit sänn Schtrauß zr Tir neikam, wußt'r esufort, doß e Gewitt'r in Nazug war. Drndlich entschtellet sog dr Irene ihr Gesicht aus. 'r bat se im Brzeihing, es sei nett sei Schuld, daß 'r esu spät kam, dr Freind, dar Jahre lang nett do gewaß'n wär un dar off jed'n Fall mit'n nächst'n Zug wied'r fortfahr'n hätt mütsen, hätt' ne afach nett fortgeloff'n. ar hätt' könne zahmohl song, daß 'r sei Brschprach'n halt'n wellt, püntlich ze sei.

Do obr broochs bei dr Irene lus; ja, ja seine Freind wär'n ne natürlich meh' wart, wie sie; sie wißt's nu, worim 'r sie geheirat hätt; wänn sie wir uhne Brmög gewaß'n sei, do wirsch'n gar nett eigefall'n sei.

Do warsch, als gob ahns ne Walt'r enn Schtich durch's Harz. Mit weh'n Ausdruck in sänn Gesicht saht 'r bluß noch

die paar Wort: „Für so gemein hältst du mich?“ Und nochert schwieg 'r, Mass'r un Gobel obr blieb'n überührt.

Wie hat 'r sich off Weihnacht'n gefreit, wie wollt 'r sei Irene drfreie! 's sahletn noch vier Woch'n. Uhn's schtand fest benn Walt'r; ar wollt ganz pünktlich aus'n Geschäft komme, obr von heit aa wollt 'r alle Zärtlichkeit'n unn'rlass'n. Sei Irene mußt's fühl'n, wie schwer se ihn beleidigt hat.

Un se fühlts wuhl. Bei Tisch wur'n kaum e paar Wort gewachset; nochert nahm dr Walt'r de Zeitung bis'r wied'r ins Geschäft ging.

De Irene konnt dos nett lang drtroug, dos mußt wied'r anneresch war'n! Un e Uhgeliätsfall sollt'r drzu half'n. Wie esu zwä Woch'n in dann fir de Irene un'rtrügling Zustand organge war'n, kam dr Walt'r wied'r emohl nett pünktlich zum Aff'n, ja 'r kam ibrhaupt nett. Dofir kam e jung'r Mensch, dar ausricht'n mußt, dr Harr Höhe wär durch e Auto oruhgeliäkt un wär ins Krank'nhaus gebracht wor'n.

Zum Lud drschrokn, ruffet de Irene: „Laßt mich zu ihm, laßt mich zu ihm!“ Dos konnt'r freilich nett gewährt war'n; dänn vorleifig war dr Walt'r noch uhne Brschstand un nochert war de greßte Ruh nötig.

Acht Tog lang hoot sich de Irene de bitterstn Selbstvorwüß gemacht: „Ich bin schuld an dem ganzen Unglüc; Walter fühlte sich nicht mehr glücklich bei mir und hat jedenfalls, zufolge seiner Verstimmung, die nötige Vorsicht nicht gebraucht. O, ich will alles wieder gut machen! Ich kann ja nicht leben ohne ihn!“

Endlich konnt se ne Walt'r 's arschte Mohl besuchen. Wie blaß 'r in senn Riff'n log! 's war ihr von Arzt fest ahgeseht wur'n, ja ganz wenig ze reden, höchstens zwä Sätzle.

Wie de Irene off sei Bett zukam, zug ibern Walt'r sein Gesicht e rut'r Schein un von sänn Lippen klang wie e Hauch: „Irene, du?“ Die obr konnt ka Wort song, leget nár ihr Hand in de seine un saht arsch nooch enn'r Weile: „Walter, ver-gib mir!“

Dr Walter flüsteret gelidlich: „Wir wollen miteinander Weihnachten feiern!“ —

Vorspruch zu einer erzgebirgischen Weihnachtsfeier.

Von Bernhard Brückner, Leipzig.

(Der Vortragende tritt im Bergmannskostüm auf.)

Glück auf! Mit dann schinn Heimatgruß
sei's Fast heit ei'geweiht!

Glück auf! su grißt dr Bargmaa diech,
du fruhe Weihnachtszeit!

Uhm in dar Haamit wacht nu auf
Belanz un Kerzenschimmer.

In jedn Haus, do regt siech lang
ein Trubel — ein Gezimmer;
dä, ne arzgebärg'schen Weihnachts-Gelaam,
dann kaa's sei nárngst nett schinner gaam.

Kommt nár ins Heimatdörfel rauf!

Guckt in de Stüwle nei!

Wuhie ihr blickt, off schriet un Triet
grißt eich nár Lieb un Trei. — —

Wie siht siech's hinnern Ufn warm,

wie ward geschanzt, gebastelt —
un Lüg'n derzeehlt — doß Gott derbarm',
de Maadle ei'gekastelt!
Dr Grußvoter — in sen'n Maul ken'n Zah' —
asugar dar huschelt siech miet nah.

Un kommt nár rauf zun „Heiling Ohmd“,
sat die zefriedne Leit!

Is off'n Tiesch aah kaa Brunk, kaa Pracht,
se hoom an „Kleinsten“ Freid.

De Hauptsach sei de Butterstolln;
die sei sei „gruß“ geroten,
un „Meinerlää“, dos gibts ohmdst aah —
mos is, ward net verrotten.

Zelegt stellt siech dr Ruprich ei':
Nu gibts de schinnste Luderei.

Inu, was söll iech's dä derzeehln?!
Ihr kriegt's doch gleich ze sah'!

Ich bräng eich miet als Christgeschent
vun Gebärg gar vielerlaa. —

Nu loßt nár heit in Lichterglanz
de Lieb zur Haamit brinne,
un loßt dan altn Weihnachts-Gelaam
in Harzen Plaz gewinne!

Ruft heit zeriék de Rinnerzeit —
un läg' se noch su fern — su weit!

Un folgt — wie domols — aah heit noch gut!

Ihr Manner pariert dr F r a a !

Un ihr, ihr Weibs'n, tut sei all's,
mos'ern könnt an Klang ohlah!

Ihr müßt ne Maa vür de Weihnachtstog
su richt'g üm Bart rümgiehe;

ihr ward eich wunnern, wie dar ward
zun Fast ne Beitel ziehe. —

Sei aah de Zeit'n bies' un schlacht,
asu kimmt j e d e s zu sen'n R a c h t.

Un eich, ihr Haus'n gunge Leit,
eich will iech aah mos saa (sagen):

Bestellt eich off dann Weihnachtstiesch
ne F r a a odr en'n M a a !

Die war'n doch ike in Gebärg

zu Hunnert'n gebaek'n —
gruß — kaa — waachharzig un aah siß;

braucht se bluß ei'zesack'n.

's Ahbeiß'n, dos kost't wieder niischt —

paßt auf, doß'rn „Schinnsten“ gleich derwischt!

Zun Schluß hätt' iech als Bargmaa heit
gar noch mos mietgebracht:

Ne rachte Huck voll Silber un Gold;

doch leer war Barg und Schacht.

Bleibt nár zefried'n, ihr gut'n Leit,

bleibt arzgebärg'sche Rinner,

noongst ward dos liebe Weihnachtsfast

bal' schenner noch als schinner! —

In Heimatlieb' de Harzen auf!

Aju söll's bleib'n!

Weihnacht, Glück auf!



's Heiligehomd-Licht?

Un nu e' Heiligehomdlicht brennt,
 In Sommer be'n Gewitter,
 Do schüagt mach aah dr' Blitz net ei,
 Drum gib't's aah laa Gewitter.

„Gund“ eich e' Heiligehomdlicht a,
 Sech gab eich guten Not!
 We'r mach' sei net, eb's net aah hilft,
 Bei dara ihing Nut.

Fr. Pfeil, Wittshammer, 1931.

Ge' Anleucht ge' Weihnachtszeit,
 We'n Heiligehomd-We'n,
 Dos bär't mir sei, ihr guten Zeit,
 Auf'n Tisch mach net vergaß'n.

Un sei de' Pfeng aah noch in rar,
 Ge't's Anleucht muß war'n,
 Denn boderm't, do tut m'r ercht
 Dos Ehrstündl racht ähr'n.

's muß brenna an drei Heiligehomd'n

— We't net ge' Weihnachten,
 Nuh ge' Weigahr un' Stühneigahr —
 Dos muß m'r sei beach'n.

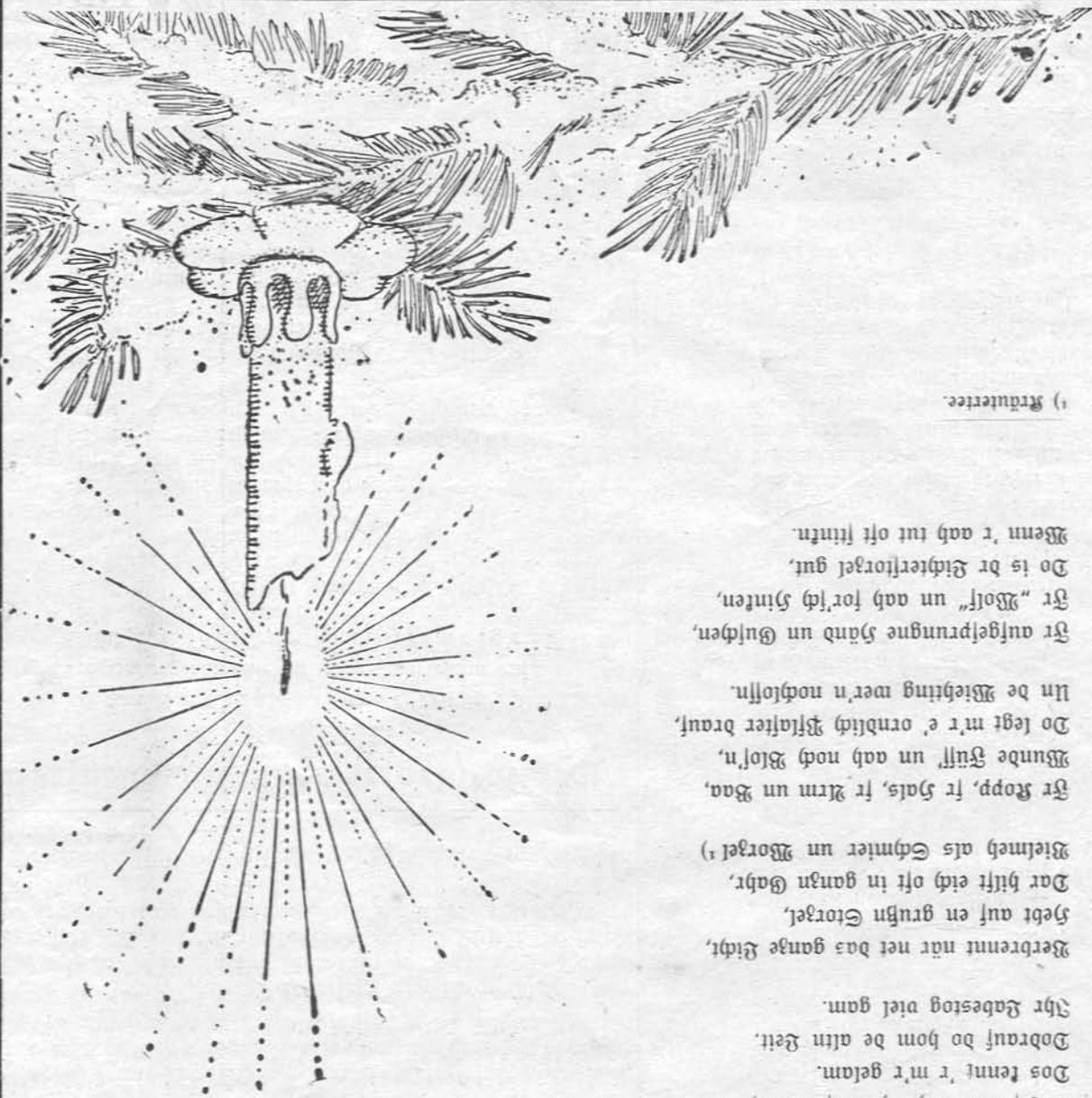
Mit leit'n Licht hor's sei mos,
 Dos kenne' r' m'r gelam,
 Dobrauf do hom de' alin Zeit,
 Ihr Labestag viel gam.

We'rennt net das ganze Licht,
 Hebt auf en grub'n Storgel,
 Dar hilft eich oft in ganz'n Gahr,
 We'imeh als Schmier un' Weigel¹⁾

Ge' Kopp, Ge' Hals, Ge' Arm un' Baa,
 We'nbe' Stuß' un' aah noch Blot'n,
 Do legt m'r e' ordnlich Pfaster drauf,
 Un de' We'hting wer'n noch loff'n.

Ge' aufgeprungne Ständ un' Gulden,
 Ge' „Woll“ un' aah for'ich Sinten,
 Do is dr' Lichterkerzorgel gut,
 Wenn r' aah tut oft hint'n.

¹⁾ Sträuttee.





Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 51. — Weihnachten 1931.



Die ihre Heimat verließen

Originalroman
von Otfried von Hanstein

(5. Fortsetzung.)

Es war Nacht. Grete schlief im Pfarrhause. Hatte wirklich geschlafen, denn der Arzt hatte ihr eine Morphiumspritze gegeben. Jetzt war sie wach.

Es war das Arbeitszimmer des Pfarrers. Man hatte ihr auf dem Divan ein Lager bereitet, hatte sie auf dasselbe gebettet, während ihre Sinne noch befangen waren.

Nun war sie wach. Ja, mehr noch — die Wirkung des Morphiums ließ sie noch sensibler sein als sonst.

Sie lag in den Kissen. Ihr war, als sei sie unfähig, ihre Glieder zu gebrauchen. Im Nebenzimmer — wo sonst der Pfarrer geschlafen — stand nun wohl der Sarg des Vaters. Wo war der Pfarrer? Warum war kein Mensch bei ihr? War sie ganz allein? Ganz allein mit dem Toten?

Sie richtete sich auf. Angstschweiß stand auf ihrer Stirn. Furcht vor irgend etwas, das sie nicht zu deuten vermochte. Sie stand auf, trat ans Fenster, schob den Vorhang zurück. Eine friedliche Nacht. Heller Mondschein auf blühenden Herbstblumen. Frieden.

Nur nicht in ihr!

Langsam kam ihr das Erinnern zurück.

Wieder preßte sie beide Hände vor das Gesicht. Unschuldig war Günter.

Sie konnte sich nicht einmal freuen. Nun — nun — ihr Opfer! Jetzt hatte sie ihre eigene Ehre zerstört, jetzt war ihr Vater zusammengebrochen unter der falschen Beschuldigung, mit der sie sich selbst vernichtet hatte, und nun war das alles nicht nötig gewesen. Nun hatte sich Günters Unschuld erwiesen, aber nun war alles vorbei. Alles. Sie in den Augen der Menschen geschändet, der Vater tot, Günter verschwunden.

Sie wußte nicht, wie sie es ertragen sollte, in diesem Zimmer zu bleiben, und konnte es doch nicht verlassen. Sie war ja hier nicht daheim. War Gast. Geduldeter Gast.

Sie hatte kein Heim mehr. Kein Heim, kein Haus, keinen Vater, keinen Freund, der sie verstand.

Sie warf das Kleid über — das fremde Kleid, das ihr der Pfarrer gegeben, nachdem sie alles verloren.

Sie schlich durch den Gang, öffnete die Tür, stand im Garten, dann schritt sie dem Pläze zu, an dem das Haus gestanden.

Still, tot, alles nur noch schwarzer, efler Schutt. Sie ging in den Park. Sogar der Schwanenteich war verschwunden. Die gierigen Feuerspritzen hatten ihn ausgetrunken und nur noch Morast war da. Verwundert stand der Schwan zwischen schmutzigen Lachen.

Grete sank auf die Bank und legte den Kopf in die Hand. Hätte sie nur zu weinen vermocht!

Drei Tage! Am Abend sollte Gottfried Wendeborn im Erbegräbnis bestattet werden. Am Tage vorher hatte Pfarrer

Hildebrand, der immer wieder vergebens versucht hatte, diese starre Teilnahmslosigkeit, dieses völlig erschlafte Sich-Hingeben an den Schmerz, das sich Gretes bemächtigt hatte, zu brechen, sie mit in sein Zimmer genommen.

„Ich habe dir etwas zu geben. In den unteren Gewölben des Hauses ist deines armen Vaters Tresorfach gefunden worden. Ich habe in Gegenwart des Kriminalrats den Inhalt vorläufig an mich genommen. Hier ist eine Kassette, die nach der Aufschrift dir gehört. Auch das Sparkassenbuch, das dein Vater für dich anlegte. Du mußt in die Stadt fahren und dir endlich ordentliche Trauerkleider besorgen.“

„Was liegt daran?“

„Morgen kommt der Bruder deines Vaters zum Begräbnis. Wenn du es nicht für dich tußt — um seinetwillen.“ —

So war sie nach der Stadt gefahren, hatte ein Trauerkleid gekauft.

Wahllos, was der Verkäufer ihr gab, und war wieder zurückgekehrt. An diesem Morgen waren der Onkel Bernhard und Tante Helene gekommen. Sie hatte sie selten gesehen. Es war eine Verstimmung gewesen zwischen den Geschwistern.

„Herr Pfarrer — muß ich jetzt zu diesen?“

„Es wäre das beste. Bernhard Wendeborn wird nun wohl dein Vormund.“

„Ich werde in einem halben Jahr großjährig.“

„Tritt ihnen jedenfalls so gegenüber, wie es sich ziemt.“

Die beiden waren gekommen. Grete fühlte deutlich aus ihrer Begrüßung fast Haß. Sie war auf das Feld hinausgegangen, um für den Vater einen letzten Kranz blauer Kornblumen zu winden, die er so liebte. Dann kam sie heim — das heißt ins Pfarrhaus zurück. Jetzt sehnte sie sich fast fort. Sonst hatten ihr alle Gesichter entgegengelächelt, jetzt schien ihr, als folgten ihr anklagende Blicke.

Wußten denn alle ihre Schmach, die gar nicht bestand?

Sie trat in das Zimmer und hörte nebenan, im Arbeitsraum des Pfarrers, laute Stimmen. Tante Helene:

„Sie wissen sehr wohl, Herr Pfarrer, daß dieses Mädchen gar nicht meines Bruders richtige Tochter war. Ein angenommenes Kind! Weiß der Himmel, ob es legitimer Geburt war. Sie kennen das Testament?“

„Ich vermute, es zu kennen. Soviel ich weiß, ist es der Wunsch des Toten, daß Grete die Erbin seines Vermögens wird, wenn sie bis zu ihrer Großjährigkeit bei ihm bleibt und sich tadellos führt. Nun das —“

Die Frau Geheimrat lachte schrill auf.

„Tadellos führt? Ein Mädchen, das sich dem ersten besten Inspektor des Nachts an den Hals wirft? Ich habe ja von Ihrer Wirtschaftlerin alles erfahren. Wir werden ja heute beim Notar hören. Das Testament sechte ich an!“

Im Nebenzimmer ertönte ein gellender Schrei; der Pfarrer eilte hinüber und fand Grete mit völlig zerstörtem Gesicht, die zitternden Hände an die Stuhllehne geklammert. Jetzt sank sie kraftlos und laut weinend in den Sessel zurück.

(Fortsetzung siehe 4. Seite dieser Beilage.)

Fröhliche Weihnachten



Weihnachten im tiefen Schnee

Wie mit weißem Hermelinmantel breitet König Winter um die Weihnachtszeit seinen Winterzauber über Berg und Tal unserer Heimat. Weihnachtlich ist es draußen geworden, weihnachtlich wenigstens nach unserem Erzgebirgssinn. Unsere Bilder von den beiden Weihnachtstrippen auf der gegenüberstehenden Seite zeigen uns das Weihnachtswunder, wie es im fernen Süden wohl gewesen ist, mit grünen Matten und Hängen. Wir selbst stellen es in unseren Weihnachtstrippen ja so dar und bilden ganze Felder von Moos, auf denen wir die Schäflein weiden lassen. Das ist Weihnachten, wie es wohl in unserer Seele lebt, aber es ist keine erzgebirgische Weihnacht! Wir Erzgebirgler brauchen zu unserer Weihnachtsstimmung ein winterlich-festliches Kleid. Viel feiertäglicher kommt uns die Welt dann vor, wenn Schnee und Eis über dem Heimatwald liegen und Märchengestalten still und stumm um den einsamen Wanderer stehen, der zur Weihenacht oder am Weihnachtsmorgen die Berge unserer Heimat aufsucht. Schenke uns der Himmel ein rechtes Weihnachten im tiefen Schnee!



4. Kapitel.

Der Pfarrer stand im höchsten Grade betroffen und auch der Geheimrat war peinlich berührt.

„Du hättest —“

Frau Helene zuckte ihre spizen Schultern.

„Ich hätte gar nichts. Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand.“ Allerdings sagte sie dies nur leise und trat dabei an das Fenster des Arbeitszimmers.

Inzwischen hatte Grete sich aufgerichtet. Es war in diesen Augenblicken etwas ganz Neues in ihr vorgegangen. Sie war ein fröhliches, ein energisches Mädel gewesen, ihr ganzes Leben lang.

Jetzt kam das Unglück. Der erste, gewaltige Schmerz, den ihr Günter zufügte, als er sie auf dem Hofe hart anfuhr. Dann das Gespräch mit dem Vater — der Brand! Schlag auf Schlag. Ihr Opfer und das Bewußtsein der Schuld an dem Tode ihres Vaters und endlich die Erkenntnis, daß dieses ganze Opfer unnötig gewesen.

Zusammengebrochen war sie unter alledem. Hatte sich selbst verloren.

Jetzt aber trat wieder Neues vor sie. Diese Frau — dieser Mann, die sie beleidigten.

In diesem Augenblick war es ihr, als sei sie hellsehend, als verwandele sich ihr ganzes Wesen, als ginge der eiserne Wille, der Zorn ihres Vaters auf sie über.

Sie durchschaute die beiden. Sie selbst war ihnen ganz gleichgültig. Ob sie anständig war oder nicht, ob sie gut war oder schlecht. Nur daß dieses Geflatz der alten Köchin ihnen eine Handhabe gab, sie aus ihrem Erbe zu werfen, das war das einzige, was jene interessierte.

Pfarrer Hildebrand war zu ihr getreten, hatte weiche, gute Worte auf seinen Lippen, wollte trösten, aber als Grete jetzt aufhörte zu schluchzen und die Hand von ihren Augen nahm, schaute ihm ein fremdes Gesicht entgegen.

„Lassen Sie, Onkel Pfarrer.“

Sie hatte sich gewöhnt, ihn Onkel zu nennen, wenn sie ihm Liebes tun wollte. „Ich bin vollkommen ruhig.“

Sie stand auf, war in der Tat in diesen Minuten nicht nur ruhig, sondern auch wieder kräftig geworden und trat in das Nebenzimmer.

Die Geheimrätin blieb am Fenster stehen und tat, als ob sie Grete nicht sähe. Jetzt war es ihr natürlich auch unlieb, daß jene gehört hatte, und sie, die sich sonst jeder gesellschaftlichen Lage gewachsen fühlte, wußte nicht recht, wie sie sich benehmen sollte.

Der Geheimrat steckte ein verlegenes Gesicht auf und streckte ihr die Hand entgegen.

„Sieh da, Grete! Mein herzlichstes —“

Grete überfah die Hand. Jetzt kam es ihr wieder vor, als spräche aus ihr eine fremde Stimme, die ihr die Worte eingab. Genau so, wie damals, als sie vor dem Kriminalrat die Beziehung gegen sich selbst aussprach.

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Geheimrat. Ich habe soeben gehört, daß Sie mich nicht als Ihre Verwandte betrachten. Was an dem wahr ist, was Ihre Gattin behauptete, werde ich ja erfahren. Machen Sie keine unnötigen Umstände. Sie haben mich nicht gesehen, seit ich ein Kind war. Wir kennen uns nicht. Es ist eine lächerliche Komödie, wenn Menschen zueinander du sagen und heucheln, weil sie zufällig Verwandte sind. Sparen Sie also Beleidigungen, die Ihnen doch nicht von Herzen kommen. Ich enthebe Sie auch dem Zwang, mit mir zusammen zu sein. Hier auf dem Gut kann ich Ihnen keine Gastfreundschaft bieten, ich bin ja selbst hier nur Gast des Onkel Pfarrers. Bei dem Begräbnis meines lieben Vaters werde ich mir den Platz, der mir gebührt, nicht nehmen lassen. Im übrigen werde ich Sie mit meiner Gegenwart nicht belästigen. Onkel Pfarrer, Sie erlauben, daß ich in den Garten hinausgehe.“

Damit ging sie durch das Zimmer, ohne die Frau Geheimrat auch nur mit einem Blick zu streifen, und schritt in den Garten hinaus.

Draußen aber war es mit ihrer Beherrschung vorbei. Tränen liefen über ihr Gesicht, und sie wanderte mit raschen Schritten, tausend Gedanken in ihrem Kopf wild durcheinanderhuschend, auf und nieder.

Die Geheimrätin drehte sich um.

„Eine unverschämte Person.“

Pfarrer Hildebrand schüttelte den Kopf.

„Sagen wir lieber, gnädige Frau, ein stolzer Charakter, den Ihre Worte auf das tiefste gekränkt haben.“

Frau Helene fuhr auf.

„Was erlauben Sie sich, Herr Pfarrer?“

Hildebrand sah sie ernst an.

„Es ist eine der hehrsten Pflichten meines Amtes, jedem die Wahrheit zu sagen. Ich gebe zu, daß Sie nicht ahnen konnten, daß Grete im Nebenzimmer war. Ihre — Sie müssen schon erlauben, daß ich es ausspreche — besonders in dieser Stunde herzlosen Worte haben das arme Kind bitter getroffen und es mit sich gebracht, daß sie eine neue, traurige Erkenntnis, die ihr bevorstand und die ich ihr schonend beizubringen beabsichtigte, in dieser unschönen Weise erfuhr. Das tut mir in der Seele leid.“

Die Geheimrätin sah ihn an, während ihr Mann nervös an seiner Zigarre sog.

„Das ist denn doch — Bernhard, wir haben hier nichts mehr zu suchen. Ich habe keine Lust, mir von jemandem, der mich gar nichts angeht, Vorwürfe machen und Beleidigungen in das Gesicht schleudern zu lassen. Wir fahren zur Stadt zurück und werden auf dem Gericht die nötigen Schritte tun. Komm!“

Der Geheimrat, der innerlich fühlte, daß der Pfarrer recht hatte, den aber natürlich auch dessen Art verletzte, machte eine stumme Verbeugung, und beide gingen hinaus, bestiegen den Wagen und fuhren wieder zur Kreisstadt.

Sehr bald darauf trat Grete in das Zimmer.

„Mein liebes Kind.“

Sie war nun wieder vollkommen ruhig.

„Onkel Pfarrer, ich muß jetzt mit Ihnen sprechen. Ich weiß, daß Sie wahrscheinlich der einzige Mensch sind, der es noch gut mit mir meint —“

„Es war ein unglücklicher Zufall —“

„Die Art jener Frau, die ich durchaus nicht als Verwandte zu betrachten wünsche, hat mich nicht verwundert. Vater hat oft genug von der Weise gesprochen, in der sein eigener Bruder ihn im Stich ließ, als es ihm nicht gut ging, und hat beide stets in seinem Herzen als Fremde angesehen. Er hat mich auch darauf vorbereitet, daß jene nichts unversucht lassen würden, mich zu schädigen, wenn er einmal von mir ginge. Das alles ist nebensächlich. In diesen Stunden, in denen mein lieber Vater noch über der Erde ist, habe ich wahrhaftig weder Gefühl noch Lust, mich um Erbschaftsdinge zu kümmern. Jetzt aber bitte ich Sie als meinen einzigen Freund. Ist es wahr, daß ich nicht meines Vaters Tochter bin? Es klingt töricht, wie ich mich so ausdrücke, aber ich kann ihm diesen Namen jetzt nicht versagen, denn er war, solange ich denken kann, mein lieber, treusorgender Vater.“

Sie wurde für Augenblicke wieder von ihrem Schmerz übermannt, aber sie zwang sich zur Beherrschung zurück.

„Liebes Kind, ich hatte vor, dir in anderer Weise und schonend zu sagen —“

„Es ist also wahr?“

„Dein Vater hat lange Jahre ein liebloses Leben geführt.“

„Ich weiß, die Frau, die ich als meine Mutter betrachtete, ist sehr früh gestorben.“

„Sie ist nicht gestorben. Sie hat ihm viele Jahre seines Lebens verbittert, bis die Ehe getrennt wurde.“

Grete antwortete nicht und sah stumm vor sich hin.

„Du hast vielleicht noch eine Erinnerung an deines Vaters besten Freund, den Maler Guido Herrmann.“

„Sehr dunkel.“

(Fortsetzung folgt.)